

blätter

DES
LANDFERMANN-BUNDES E.V.
DUISBURG
UND DER
KÖNIGSBERGER
FRIDERIZIANER



OKTOBER 1962

KÖNIGSBERG 1945

von Henrik Reuter, Obersekunda a

(Professor-Schumacher-Gedächtnis-Spende 1962)

Das Original ist farbig. Vielfach gestuftes Rot (Blut, Flammen, die rote Flut) beschwärt suggestiv die Agonie einer Stadt.

Nicht wie Prokrustes

Wer den anderen nicht annehmen will, wie er ist, wer sich nicht in andere hineinversetzen will, verhält sich wie Prokrustes: was nicht in das schmale Bett seines von Trägheit, Erstarrung und mangelndem Einfühlungsvermögen eingengten Blickfelds hineinpaßt, wird auseinandergerenkt oder aber auf das „passende“ Maß zurechtgeschnitten. Das Gegenüber ist verstümmelt und verkommt so im Zwinger der Vorurteile. Kinder vermögen sich dagegen noch spielerisch in Fische und Vögel zu verwandeln und mit deren Augen die Welt zu sehen. Wie Bloom im „Ulysses“ von James Joyce machen sie sich ganz klein und beugen sich zu der Katze hinab, um so zu sehen und zu fühlen, wie sie es tut. Übungen wie die folgende — es handelt sich um eine Klassenarbeit — fördern bewußt diesen elastischen, märchenhafte Welten aufschließenden Perspektivenwechsel.

Wenn ich ein Wellensittich wäre

Was müßte es doch schön sein, wenn man ein Wellensittich wäre! Wenn man klein ist, wird man von den Vogeleltern liebevoll umsorgt. Immer bekommt man das schöne, leckere Körnerfutter. Auch das Nest ist so wohligh warm. Ist dann die Jugendzeit vorbei, dann kommt man, o Schreck und Graus, in ein kleines, dunkles Kästchen. Und das schaukelt so gräßlich! Doch das dauert glücklicherweise nicht lange. Dann ist man plötzlich in einem großen Käfig. Ganz allein! Nur sind da immer die vielen Menschen. Unsere größten Feinde! Wenn man sich aber an das Alleinsein gewöhnt hat, reizt einen das schöne Spielzeug zu allerlei Späßen. Da ist eine Leiter, eine Kletterstange, ein Spiegel und sogar eine Badewanne! Ohne die Menschen wäre es noch schöner, aber wer würde mir dann das Futter geben? So muß man sie halt ertragen. Nach zwei Wochen wird der Käfig geöffnet. Soll ich herausfliegen oder nicht? Endlich sage ich ja. Ist das herrlich! Diese Freiheit! Das geschieht nun jeden Tag. Oft halten sie ihre Hand vor mich. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Soll ich vielleicht darauffliegen? Zu den bösen Menschen? Oder sind sie vielleicht gar nicht so schlimm? Einmal will ich es versuchen. Ich fliege hinauf, und sie

tun mir wirklich nichts. Ich bin überglücklich und fliege jetzt oft hinauf. Es ist doch herrlich, ein Wellensittich zu sein!

HERIBERT SCHIEBENER, QUINTA

Kindliche Texte, frei von jeder Berechnung, haben die Ursprünglichkeit von Steinen, aber auch das Beängstigende von Mooren und Labyrinth. Wie unmittelbar spiegeln sich hier Sehnsüchte und Einstellungen! Wie vorsichtig verharret der Kleine vor der Welt der Erwachsenen! Wie herzhafte Wagt er den Sprung! Wie freut er sich über die bergende Liebe!

Autopsie

Auch ein Marsch auf Rom

Die Vororte und die Umgebung sind kommunistisch. Das Zentrum der Stadt ist faschistisch. Hier begann Mussolinis Marsch auf Rom.

GOTTESDIENST: Alle folgen aufmerksam dem Hochamt. Plötzlich rollt ein kleiner Junge sein Spielzeugauto über den Fußboden des Doms. Die Umstehenden schauen ihm nunmehr interessiert zu. Das Spiel in der Kirche und dazu ein Kind. Sie trennen nicht zu stark und ertragen einfach mehr Welt. Und das ist nicht nur eine Frage der Nerven.

Ich fahre mit einem Italiener im Auto. Auf dem vorderen Wagenfenster klebt ein Heiligenbild. Wir besichtigen einige Kirchen. Er war ein vortrefflicher guida, obwohl er sonst nie zur Kirche ging. Sein Kommentar: „Non sono troppo praticante.“ Bei uns heißt das so ähnlich.

ZIGARETTEN kann man auch lose kaufen, und ARBEITSLOSE gibt es sehr viele. Besteht hier nicht ein Zusammenhang? Und die südliche Faulheit? Sollte man dieses Wort nicht durch „Arbeitslosigkeit“ ersetzen?

FRAUEN gehören in das Haus. Wie heißt es auf römischen Grabsteinen? „Zu Hause gesessen und Wolle gesponnen.“ In den Cafés sieht man überwiegend Männer. Sonntags gehen viele Perugini auf die Jagd. Ohne Frauen. Abends geht man zu Freunden oder sitzt vor einem Café und diskutiert. Ohne Frauen. Das ist die Schauseite. Denn wo es gilt, entscheidet die Frau und Mutter, die wie ein Orakel über den Häuptern schwebt. An einem Samstagabend sah ich zwei Arbeiterinnen allein zum Tanze gehen. Die Industrialisierung fördert die Emanzipation.

DRAUSSEN spielt sich das eigentliche Leben ab. In Perugia trifft man sich mittags zwischen 12 und 1 Uhr oder abends zwischen 7 und 8, eher

noch etwas früher. Auf dem Corso Vanucci, der etwa 500 Meter langen „Kö“ der Stadt. Hier zeigt man die neuesten Kleider, wenn man es nicht schon in Rom getan hat. Man sitzt nicht in den Cafés, sondern draußen. Man hört sich gern reden. Man ist „äußerlich“. Die Vespa, Ferien im Ausland, das eigene Automobil, der Pavillon am

Meer, das ist die Reihenfolge der Wünsche, die alle innerlich bewegen. Dolce-vita. Der Marsch auf Rom hat überall begonnen. Aber in einem anderen Sinne.

TILO GRUTTNER, ABITURIENTIA 1960

Perugia, April 1961

Tod am Nachmittag

„Der Escorial ist das Baudenkmal, das die spanische Seele am sinnfälligsten verkörpert, sein Erbauer, Felipe II, der Prototyp des Spaniers.“ So oder ähnlich packen Touristen (und nicht nur diese) die riesenhafte, finstere Klausur zu dem literarischen Gerümpel fertiger Meinungen, die man fremden Menschen, Ländern und Bauwerken wie bunte Narrenkappen einfach überwirft. Ob sie diese Objekte wirklich zu decken vermögen, spielt meistens keine Rolle. Fiktionen erleichtern das Leben, weil sie uns das Hinschauen und Nachdenken abnehmen. So fällt den meisten, die aus der reservierten Kühle des Escorial austreten, nicht auf, daß sich oben — wie eine riesige weiße Steinplatte auf braungrauem Plateau — die vielleicht modernste City Europas erhebt: Madrid, eben 400 Jahre alt, und immer schon im übermorgen lebend. Nach Amerika schauend. Aber nicht zum Escorial. Also wäre Felipe II nicht der typische Spanier? Er ist so typisch spanisch wie etwa Goethe typisch deutsch ist. Was er sah und was ihn entsetzte, hätte er überall sehen können: die innere Physiognomie des Menschen, wie sie zur selben Zeit etwa Hieronymus Bosch in Herzogenbusch freilegte. Felipe sammelte und liebte die Bilder dieses Malers, von dem E. Langgässer sagt, er habe mehr gesehen als Hölderlin oder Schiller. Boschs frühes Bild SUPERBIA soll in Felipes Privatgemach gehangen haben. Es zeigt die Rückenansicht einer Holländerin, die sich im Spiegel beschaut. Aber das Spiegelbild ist winzig klein und verwischt. Das ist das innere Gesicht der eitlen Frau. Eitel nichts. Vanitas vanitatum. Felipe war in der Landschaft zu Hause, die auf Landkarten nicht verzeichnet ist, zu der man in der kastilischen Hochebene ebenso durchdringen kann wie in den Niederlanden, in Sibirien so gut wie in Los Angeles. Felipe und Hieronymus Bosch, Süden und Norden, Romane und Germane. Welche Gegen-

Escorial oder Literaturgerümpel

sätze und doch: welcher geheime Consensus! Das Genie ist keine geographische oder ethnologische Größe.

Bilder von einer Ausstellung

Eine Ausstellung moderner spanischer Kunst in San Sebastián. Für die modernen Spanier ist Picasso längst Geschichte. Die Bilder überraschen, denn die Lösungen sind in höchstem Grad eigenwillig und verzichten auf die Repetition „moderner Formen“, die uns in unseren Ausstellungen schon seit Jahrzehnten anöden. Vor allem gelingt Millares der kühne Zugriff in das noch nicht Gesehene. Subtil wie immer Saura, um den sich die Galerien in aller Welt reißen. Hier feiert der spanische Individualismus Triumphe, hier wagen sie wie eh und je Conquistadoren auf unbekannte Meere hinaus. Jeder Spanier ist eine Insel. Diese Tatsache bezeichnet die Größe und das Verhängnis Spaniens zugleich. Überall Soldaten und Polizisten. Individualisten wollen behütet werden.

Das „identifizierte“ Spanien

Wer die Bücher von Montherlant, Malraux, Cau oder Hemingway über Spanien liest, um sich über dieses Land zu informieren, ist schlecht beraten. Das liegt nicht an den Autoren, sondern an Spanien und den Spaniern. Man kann jeweils nur über einen (!) Spanier, über einen (!) Stein einer Kathedrale, über eine (!) Landschaft, über ein (!) Jahr schreiben. Mikroskopisch kleine Ausschnitte allein spiegeln Partikel dieses in zahllose, unverwechselbare Monaden zerfallenden Komplexes. Das Spanienbild Hemingways ist in vielen Punkten falsch, und noch immer geht es dem, der noch so genau hinschaut, wie Malraux, der wenige Tage nach seinem Eintreffen im spanischen Bürgerkrieg das Gefühl hatte, daß sich

„Nebel“ zwischen den Dingen „breite“ und man nicht mehr wisse, was rot und blau, was links und rechts und was oben und unten sei. Wer über Spanien schreiben will, lasse sein Fernglas zu Hause und kaufe sich ein Mikroskop. Wenn möglich millionenfache Vergrößerung.

Nicht einmal die Angaben über das Wetter in den Büchern über den Bürgerkrieg spiegeln das spanische „Mittel“. In den drei furchtbaren Jahren war es nämlich ungewöhnlich heiß, und in den Regenfluten zusammengestürzte Häuser sind selbst in Altkastilien ein gewohntes Bild.

Tod am Nachmittag

Wir haben noch keine „wissenschaftliche“ Typologie des Stierkampfpublikums. Etwa seit Hemingway und Montherlant sind wir um einen

Typ reicher. Wir meinen den Kulturpessimisten und Europamüden, der im Stierkampf reine Quellen eines neuen Lebens vermutet. Er dürfte sich irren. Was immer der Stierkampf sein mag: Geschäft, Zirkus, Hasardieren oder Mythos, sein Grund ist dunkel, und der Torero ist nicht die Figur, die zu leiten verstünde. Die Welt ist breiter als der Nacken eines Stiers, und nicht alles öffnet sich der Spitze eines Degens. Und nicht jeder Kampf dauert nur 10 Minuten, und nicht immer ist im voraus sicher, wen man aus der Arena schleift. Mit einem Wort: das Stiergefecht ist nicht ein Modell dieses Lebens. Trotz Hemingway. Trotz Montherlant, der übrigens seine Ansicht korrigierte und seitdem ein Schriftsteller ist.

DR. HOFFMANN

Madrid, August 1962

Hölzerne Schmetterlinge?

Was sind das für Menschen, die ihr Gegenüber nicht ansprechen, ohne ihm vorgestellt zu sein — außer bei Schiffbrüchen, die nie in das Privatleben des anderen „hineinfragen“, sich aber brennend dafür interessieren, was die Königin auf dem Supermarkt einkauft, die unbedingt für die Freiheit des Individuums eintreten, aber dem Durstigen in einem „pub“ eine Minute nach drei das Bierglas wegnehmen, die nichts so machen wie die anderen, sich jedoch sehr wundern, wenn andere es anders machen als sie selbst? —

Zunächst: den Durchschnittsengländer gibt es ebensowenig wie DEN Franzosen. Diese Formeln des Tourismus sind abstrakte Ausgeburten der Göttin Statistik. Aber diese Formeln sind zählbar, und es ist aussichtslos, sie zu paralysieren. —

Der Ausländer heißt in England „alien“. Das Verbum „to alienate“ heißt aber soviel wie „abstoßen“. Ein „alienist“ ist ein Irrenarzt, ein „mental alien“ ein Verrückter. Ein „alien“ ist also ein Außenseiter, ein Heide, einer, der aus der Gesellschaft der Erwählten Gottes ausgestoßen ist. Bei der Einreise werden daher die Böcke von den Schafen geschieden, genauer: „British“ und „aliens“ getrennt abgefertigt. Die Briten entellen unbehelligt, die „aliens“ müssen viele Fragen beantworten. Unter anderem, wie lange sie in Albion zu bleiben gedenken. Engländer haben immer den Verdacht, man ginge am Ende nie wieder. Papageien, Moschusratten und Ham-

melkeulen dürfen nicht „eingeschleppt“ werden. Dann ist es gut. Dann umfängt einen die englische Höflichkeit, die Gastfreundschaft, der angenehme Ton. Man schreibe den ersten Brief also nicht schon gleich in Dover. Man müßte zuviel zurücknehmen, wenn man erst irgendwo in Newcastle oder Liverpool am Kamin sitzt, der vorne wärmt und hinten „kalt läßt“. —

Nirgendwo wechselt die Landschaft so schnell und so oft ihr Bild. Die Grundelemente wiederholen sich: Hügel und sanfte Täler, normannische Dorfkirchen und schilfgedckte Häuser, Weide und Heide, Hecken und Gräben, aber immer ist das „Ensemble“ anders. Eine Spielzeuglandschaft. Bilderbuchlandschaft. England ist eigentlich überall schön, aber nirgendwo großartig. —

In England kommt es immer darauf an, bestimmte Dinge nicht zu tun. Vor allem keine Wesens- und Wahlverwandschaften vermuten! Luther äußerte einmal bei Tisch: „Ich glaub', England sei ein Stück Deutschlands, denn sie brauchen der sächsischen Sprache wie in Westfalen.“ Nach Ansicht der Engländer irrte hier Luther nicht nur in bezug auf die Sprache. —

Seit Stendhal ist man auf dem Kontinent fest davon überzeugt, daß die Engländer alle zwei Wochen einmal ein Gefühl empfinden und sich in der Zwischenzeit schweigend und abwartend langweilen. Heine bezeichnete sie als „hölzerne

Schmetterlinge“. Schön gesagt, aber nicht wahr. Schüchternheit scheint uns das Schlüsselwort zu sein. Und die wäre nicht liebenswert?

Neben der Kohle ist die Tradition der kostbarste Rohstoff Englands. Die Briten lieben es nicht, etwas zu tun, was seit 1066 nicht mindestens einmal getan worden ist.

Früher „holten“ wir unser Englandbild aus den Romanen von Charles Dickens, heute füllt die Liebe der Princess Margaret oder das Treiben der Gangster in Soho die Spalten der Illustrierten. Neue Formeln werden ausgegeben, und die neuen sind so falsch wie die alten. Was Fontane einmal über die englische Metropole notierte, gilt für jede englische Stadt, für jeden Engländer: „London ist eben London und mit gar nichts zu vergleichen.“ Was aber nur mit sich selbst übereinstimmt, muß einzeln und an Ort und Stelle „eingesehen“ werden.

CHRISTIAN SONNTAG, ABITURIENTIA 1960

Edinburgh, August 1962

Fußnoten zur Apostelgeschichte (Apg 17,15-34)

(Gedanken zu dem Roman
„Griechische Passion“
von Niko Kazantzakis)

Das griechische Dorf Likovrisi ist von den Türken besetzt. Als Verwalter dieses wohlhabenden, 2000 Einwohner zählenden Dorfes haben die Machthaber den Aga eingesetzt, der sich die Zeit mit Raki, Tabak und dem Mädchen Gionsoufaki vertriebt, sich aber wenig um seine eigentliche Aufgabe kümmert. Es gibt einen alten Brauch: in jedem siebten Jahr führen Dorfbewohner ein Mysterienspiel auf, das um die Leidensgeschichte des Herrn kreist. Manolios, der Hirte, soll die Rolle des Jesus spielen, Panagiotaros die Rolle des Judas, und so verteilt der Dorfälteste die anderen Rollen. Durch den Aufruf, in diesem Mysterienspiel biblische Rollen zu verkörpern, werden die Dorfbewohner in die Auseinandersetzung mit der in der Heiligen Schrift niedergelegten Verkündigung hineingestellt. Sie erfahren die große Kluft zwischen ihrem Alltagsleben und der Rolle, sie erfahren aber auch die entscheidende Tatsache, daß Gottes Wort nicht nur

eine Lehre, sondern eine Neuschöpfung der Existenz ist. Ihr Leben wird nun von diesem wirkenden Wort her bestimmt: Betrug, Unwahrhaftigkeit und Verleumdung gibt es unter ihnen nicht mehr, sie stehen vielmehr in der Nachfolge. Nachfolge aber heißt: das Kreuz auf sich nehmen, den Weg des Leidens und der Ächtung gehen. Aber dieser Weg ist mühsam, denn auch Manolios und seine Mitspieler sind geschwächte Kreatur, die sich zur Nachfolge anschickt, aber immer wieder aus dem Bereich Gottes heraus in das Reich des Satans absinkt.

Manolios wollte nicht heiraten, um „rein“ zu bleiben. Aber da kreuzt eine Dirne seinen Weg. Als er sich eines Tages auf den Weg macht, sie zu besuchen, wird er von einer Krankheit befallen. Krank lebt er auf dem Berg, bis er eines Tages „auf göttliches Geheiß“ hin ins Dorf geht. Dort erfährt er, daß das Mädchen des Aga ermordet worden ist und der Aga jeden Tag einen Dorfbewohner hängen wird, bis sich der Täter stellt. Manolios gibt an, der Mörder zu sein und rettet so Unschuldige vor dem Tod. Der Aga wird unsicher und nimmt seinen Entschluß zurück. Aber Manolios hat den Anruf zur Nachfolge mißverstanden, denn Nachfolge heißt nicht, daß man sich selber das Leid suchen kann, um Christus ähnlich zu werden. Die Bereitschaft, zu sterben, um andere zu retten, löscht die Lüge nicht aus. Das Leid ist nicht die Ursache der Nachfolge, sondern die Folge.

Kurz nach der Verteilung der Rollen erreicht das Dorf eine Schar hungernder, zerlumpter Flüchtlinge, Menschen also, die in der Nachfolge stehen. Sie bitten um Nahrung und eine notdürftige Unterkunft, bis sie wieder für sich selber sorgen können. Aber der Geistliche des Ortes weist sie in die Grotten, die oberhalb des Dorfes auf einem Berg liegen. Dort gründen die Unglücklichen eine Siedlung, Sarakina, und leben dort unter härtesten Bedingungen. Manolios und seine Freunde beschließen, den Fremden zu helfen und predigen den reichen Bauern von Likovrisi das Gebot der Nächstenliebe. Sie sollen den Armen wenigstens das abtreten, was sie selbst spielend entbehren können. Inzwischen stirbt der Vater eines zum „Jünger“ ausersehenen Mannes und hinterläßt seinem Sohn ein beträchtliches Vermögen. Der Sohn schenkt sein Erbe den „Armen auf dem Berge“. Als eine Gesandtschaft vom Berge in das Dorf zieht, um die Schenkung in Besitz zu nehmen, wird sie vertrieben. Panagiotaros bezeichnet Manolios als Kommunisten, der mit seinen Freunden — notfalls mit Gewalt — einen Umsturz im Dorf anstrebe. Als nun die

Grottenbewohner, von Hunger und Kälte getrieben, sich aufmachen, um ihr Eigentum in jedem Fall in die Hand zu bekommen, stellen sich ihnen die Dorfbewohner entgegen. Es kommt zu einem Kampf. Manolios wird nach einem kurzen Verhör der Dorfgemeinde übergeben und dann in einer Kirche getötet. Der Aga ruft nach Truppen gegen die „Moskowiter“. Aus Furcht davor ziehen die Flüchtlinge, die sich das Salz der Erde nennen, weiter nach Osten.

Wieder erkennt Manolios die wirkliche Nachfolge nicht und begreift dies am Ende seines Lebens: der wahre Christ darf nicht in den Kategorien von Vergeltung, Sühne und Rache denken und handeln. Die Grottenbewohner verteidigen ihr nacktes Leben und ihr Recht, und doch ist es ihnen nicht erlaubt, bewaffnet in das Dorf einzubrechen und Rache zu üben an Menschen, die Christus im Munde, aber nicht im Herzen tragen.

Wer sich engagiert, kann sich irren. Entscheidend aber ist die gute Absicht. Manolios wollte Christus ähnlich werden. Und das zählt.

Ein Amerikaner in Athen

Nicht ohne Grund treibt es gerade einen Henry Miller dazu, nach Griechenland zu fahren und über seine dortigen Eindrücke zu schreiben. Er, der sich als Opfer der immer künstlicher werdenden Lebensformen fühlt und im Protest gegen sie lebt, muß gerade von Griechenland, der Welt des Lichts, der Einfachheit, angezogen werden. In diesem heute an sich wirtschaftlich bedeutungslosen Land findet er das Kreatürliche, nach dem er sich sehnt, die Animalität, die gerade im Griechischen das Geistige einschließt und mit ihm zu einer höheren Seinsform verwächst.

Miller behauptet, daß sich im Grunde bei jedem der Wunsch regt, die Bürde der Zivilisation abzuwerfen und gegen die Fassadenwelt der modernen, den Menschen verdeckenden Kultur zu protestieren. In dem armen Griechenland hat er erfahren, was es bedeutet, einfach Mensch zu sein, die damit verbundene Schwäche und Stärke zu kennen und unter diesem Wissen zu leiden, aber auch darin zu schwelgen. In diesem Land, das ohne Mauern ist, das zugänglich, leidenschaftlich, widersprüchlich, voll Chaos und voll Großzügigkeit ist, findet er Beispiele für Men-

Ein Verhör. Eine Kreuzigung. Aber in unserer Zeit. In Griechenland. Und wir erkennen wieder einmal, daß die Kreuzigung Christi kein einmaliger geschichtlicher Vorgang ist, sondern immer wieder geschieht, zu jeder Zeit und vielleicht heute oder morgen mitten unter uns. Wie Christus ein Ärgernis war in seiner Zeit, so ist der, der in der Nachfolge steht oder zu stehen glaubt, immerfort ein Ärgernis.

„Nun sind fast 2000 Jahre vergangen, und immer noch, immer noch kreuzigen sie DICH!“

Als Paulus auf dem Areopag in Athen den „epikuräischen und stoischen Philosophen“ die Kreuzesbotschaft verkündigen wollte, verlachten sie ihn. „Die anderen aber sagten: ‚Wir wollen dich hierüber ein andermal hören.‘“ Und sie hörten ihn. Aber immerfort durch das Medium des Kreuzes.

NEUFELDER, ABITURIENTIA 1962

Henry Miller:

*Der Koloß von Maroussi -
eine Reise nach Griechenland*

schen, wie sie sein sollen: offen, frei, natürlich, spontan, warmherzig, tapfer, ungestüm und wagemutig. Der Grieche ist Kosmopolit im wahren Sinne des Wortes und steht in krassstem Gegensatz zu dem Typ des „homo faber“ unserer Zeit. Er ist ein freies, göttliches Geschöpf, voll echter Religiosität, d. h. er besitzt die Eigenschaft, „aus allem das Möglichste zu machen und das Äußerste aus jeder Minute des Daseins zu schöpfen“. Die Schlüsselfigur des Buches, der „Koloß“ Katsimbalis ist der Prototyp des Menschen, wie Miller ihn sich vorstellt und zu verwirklichen sucht. Er schwelgt in der Wirklichkeit, trunken von dem Genuß der vielfältigen Lebenserscheinungen, die sich ihm entgegenstellen und denen er sich hingibt. Wie er, so verspürt auch Miller ein unbändiges Verlangen zu leben und schildert dieses in begeisternder Form. Seine Sprache ist gleichsam schon ein Niederschlag dieser Begierde nach dem Leben. Sie ist voll Unbändigkeit, Sinnlichkeit und Begeisterungsfähigkeit und vermag so die Schranke zu brechen, die normalerweise zwischen Autor und Leser steht. Trotzdem ist er der Meinung, daß man eigentlich nicht schreiben sollte, sondern so leben sollte, wie

es einem vorschwebt, und behauptet, daß man im Grunde nur schreibe, weil der Mut fehle, das zu leben, was man glaubt. „Sehen, erkennen, entdecken, genießen“, sagt er an einer Stelle, „sind bloße, leblose Fähigkeiten ohne die Realisierung.“ Das eigentliche Anliegen des Künstlers muß sein, in die Realität überzuwechseln. Daraus wird ganz klar ersichtlich, warum er sich in einem Griechenland, dessen Lebensweise auf die Grundelemente zurückgeführt ist, so wohlfühlt; in einem Lande, das „nicht geheimnisvoll, nicht unergründlich, nicht furchterregend, nicht herausfordernd, nicht anmaßend ist“. Es besteht aus Erde, Luft, Feuer und Wasser. „Das Leben ist an seinen Wurzeln in Einfachheit gebettet.“ Die Organismen sterben, die Zellen aber leben weiter. Leben heißt, nicht gegen die Weltordnung zu rebellieren, sondern sich mit ihr in Einklang zu bringen, sich gegen die Ordnungen, die wir einander selbst aufliegen, zu wehren, da sie das Menschliche verdecken. Denn wir sind gottähnliche Geschöpfe, und im spontanen eigenen Impuls fließen menschliche und göttliche Schöpfung ineinander über.

Griechenland und auch die Götter Griechenlands haben menschliche Formen. Trotzdem haben die Griechen nicht die Götter vermenschlicht, sondern die Götter vermenschlichten die Griechen. Je geringer die Ansprüche des Griechen sind, um so glücklicher ist er, und auch die Häßlichkeit, die der „Zivilisationsmensch“ bei dem Anblick eines verschmutzten Flüchtlingsviertels in Athen wahrnimmt, schwindet durch das Licht, das überall in Griechenland herrschend ist. Miller findet hier einen erfreulichen Gegenpol zu dem „american way of life“. In Amerika sind die Begriffe „Gemeinde“ und „Gemeinschaft“ durch die „Verschönerungen“ der Kultur und der Zivilisation völlig verzerrt. Solange der Mensch aber nicht sehen lernt und geduldig wird, schafft er sich immer wieder neue Götter, die ihn vernichten werden. Das Verhältnis des zivilisierten Amerika zu Griechenland verdeutlicht Miller in einer Phantasie über Agamemnon und seine Söhne „Epaminondas, der für Krieg und Zivilisation war, und Louis, den Armstrong, der für Friede und Freude war“ und hinauszog, um alles mit dem glücklichen Gold der reifen Kornähren zu überziehen.

Nur in Eleusis ist eine derartige rauschhafte Vereinigung von plastischer, fast dämonischer Schönheit und überscharfem Geist denkbar, die bis zu den Urgründen des Seins dringt. Jeder, der in der Zivilisation einer zerbröckelnden und zersetzenden Epoche verhaftet ist, sollte nach

Eleusis fahren, auf der Heiligen Straße zum Meer laufen, auf der Straße, die einen an den Rand des Wahnsinns bringt, und er wird erfahren, daß es nur Rettung gibt, wenn man sich in den Kosmos einzuordnen vermag. Auch Thomas Mann ist diese Straße gegangen, hat ihre Macht verspürt und mußte in seinem „Doktor Faustus“ einräumen, daß Kultur recht eigentlich die fromme und ordnende, sozusagen begütigende Einbeziehung des Nüchtern-Ungeheuren in den Kultus der Götter sei.

Oder man fährt nach Korfu, dem antiken Kerkyra, in die Einsamkeit, tu nichts, denkt nichts, liegt nur im Sand, genießt den Frieden, und sofort versteht man, was Miller meint, wenn er sagt, daß man nur die Augen und die Herzen zu öffnen brauche, um eins zu werden mit dem Seienden: die heidnischen Griechen erreichten die Fleischwerdung des Geistes und das Versinken in die Schöpfung.

Es ist an sich nichts Kolossales weder an Griechenland selbst noch an dem Menschen Katsimbali, außer der Tatsache, daß sie es erreicht haben, Menschen zu sein voll Friede, Freiheit und Würde, die über Attika ihre Macht ausstrahlen ließen.

Sind wir heute überhaupt noch bereit, die Hähne von Attika zu hören, wir „verdammten, modernen Menschen“?

ARMIN KERKER, ABITURIENTIA 1962

In der ersten Nummer unserer „blätter“ wurde der Standort der EVANGELISCHEN UNTERWEISUNG fixiert. Diesmal äußert sich der katholische Religionslehrer zu den besonderen Problemen seines Faches.

Nicht nur am Sonntagmorgen

Die dem Religionsunterricht (R. U.) besonders eigene Aufgabe bleibt über alle Zeiten hinweg die gleiche: der R. U. soll dem Menschen helfen, daß er seinen Schöpfer erkenne und anerkenne, daß er Seinem Rufe folge und dadurch zu Ihm gelange, in den Himmel. Der kath. R. U. unterscheidet sich grundlegend von bloßer „religiöser Information“, welche gewiß auch ihren Wert hat; wer an ihm teilnimmt, lernt, daß die Kirche nicht irgendeine religiöse Vereinigung ist, eine

kulturell bedingte Strömung etwa unter vielen, sondern vielmehr die Wirklichkeit, die Christus meint und gegründet hat, daß sie Sein Werk fortsetze. Der Christ also ist bei seinem Wägen und Wagen nicht einfach auf sich allein gestellt, sondern er begegnet im Innersten der Kirche dem Wort und dem Werke Gottes selbst. Dieses kam „einmal“, „sub Pontio Pilato“, und ein für allemal „in Christus“ auf uns zu; hierauf allein gründet sich das klare Bewußtsein von der Einzigartigkeit der christlichen Religion und ihrer Lehre: in ihr geschieht Offenbarung des einen wahren Gottes.

Hier ist die Mitte des R. U.! Die kritische Jugend von heute fände es, wie anspruchsvolle Menschen zu allen Zeiten, unglauwürdig, wollte man im R. U. etwa darlegen, was alles die Kirche „auch noch“ tut. Vor allem hilft sie dem Menschen, seine ewige Bestimmung zu erreichen; wie sehr rein welthaftes Denken hier am Ende ist, erleben die Schüler in den häufig gebrauchten Wendungen bei Grabreden: „Unser Gedenken verläßt ihn nie“, „er ging dahin im Einsatz für den Fortschritt“; vor etlichen Jahren hieß es hier: „für das ewige Deutschland“.

Der Christ erreicht sein ewiges Ziel nicht, indem er aus der Welt flüchtet, sondern durch die Weise, wie er in der Welt steht und seinen Auftrag an sie auswirkt. Der R. U. hat deshalb die Aufgabe, dem Christen neben der Klarheit in der Lehre auch Motive und Kräfte zur Gestaltung seines Lebens zu vermitteln. Da im wissenschaftlichen Denken heute der Gesichtspunkt der Ganzheit allgemein als ein leitender anerkannt wird, dürfte man leichter als früher einsehen, daß diese Motive auch das ganze Tun des Christen bestimmen sollen, nicht nur den Sonntagmorgen oder seine letzten Lebensjahre. Der Religionslehrer wird versuchen, diese Motive in ihrer eigenen Werthhaftigkeit aufleuchten zu lassen und sich nicht auf das Moralisieren zu verlegen.

Drei durch die Zeit bedingte Anliegen des R. U. mögen in diesem Zusammenhang besonders angedeutet werden. Viele Eltern klagen darüber, daß eines ihrer Kinder oder auch mehrere vor nichts mehr Achtung haben, auch nicht vor der elterlichen Autorität, was nicht selten zu einem nur noch äußeren Zusammenleben in der Familie führt. Die Gesichter der jungen Menschen werden immer sehr ernst, wenn im Unterricht das Gespräch auf diese Frage kommt und festgestellt wird, daß viele Eltern ihre Kinder nur „haben oder vorführen wollen“, sie nur als einen „Faktor ihrer Rechnung“ betrachten, lediglich eine Macht-

position ausüben wollen, statt sie „freizugeben“. Um das letztere Wort geht dann immer eine leidenschaftliche Auseinandersetzung. Es zeigt sich, daß manche wie Gide fühlen, ohne ihn gelesen zu haben. Die meisten sind wohl damit einverstanden, die Eltern wollten „mit ihren ewigen Vorschriften“ wohl das Glück ihres Kindes, aber „sie sähen das eben falsch“. Der Religionslehrer wird den Schülern zugeben, daß die Kinder den Eltern mehr sein müssen als eine Funktion auf dem „berechenbaren Weg zum Glück“. Die Schüler sind sofort bereit mitzugehen, wenn man sie bittet, alles, was zu Hause geschehen ist und geschieht, einmal aus weiterer Distanz zu prüfen, d. h. den Kleinkram des Familienlebens, der alle Jahre hindurch nicht zu umgehen war, zu übersehen und einmal die „Grundleistungen“ der Eltern zu werten (die Eltern sind auctores!); diesen müssen auf der Seite der Kinder elementare Pflichten entsprechen. Man kann die Frage einfacher und dringlicher stellen: „Was hättest Du den Eltern abzubitten, wenn Du morgen an ihrem Grabe ständest?“ Hier wird der neue Bezugspunkt deutlich; die Schüler geben zu: wenn „Glück“ dasselbe bedeutet wie „ewige Bestimmung“, dann haben die Eltern ihrerseits konkrete Pflichten zu erfüllen, aber keine eiteln Wünschbarkeiten durchzusetzen. Rückbindung (re-ligatio) an die Urwirklichkeit Gott braucht man schon, wenn man nach einem Beruf strebt, in dem Autorität dargestellt werden muß, oder wenn man auf die Ehe zulebt, in der Ehrfurcht gefordert wird. Schwierig wird die Sache erst, wenn ein Schüler andeutet, seine Eltern seien selber „religiös tot“.

Die Schule allgemein und der R. U. im besonderen sind einer der wenigen Orte, in denen überhaupt noch heute verbindlich über Pflichten gesprochen wird. Man hat hier mit viel Geduld einen zähen Kampf gegen das billige „Wohlfühlgedenken“ zu führen. Auf der einen Seite ist der Schüler umgeben von vielen, die jeden eben möglichen Weg einschlagen, ihr Sozialprestige zu heben; quer dazu verläuft eine allgemein gepflegte und oft auch gut bezahlte Mode, mit dem Pathos der Ehrlichkeit und Freiheitlichkeit auf alles und jedes zu schimpfen, welche „Schwarzmalerei“ eindeutig auf Mangel an Substanz zurückgeht und uns übrigens schon einmal, um 1932, den Knüppel des Diktators herbeigeführt hat. Angesichts dieser Erscheinung gilt es, die Schüler immer wieder von sich aus finden zu lassen: unsere einmalige Chance in Deutschland besteht heute darin, daß wir uns in der Fülle der Güter als ihre Herren erweisen („Machet euch die Erde

untertan" — der Sinn des Opfers im eigenen Leben und seine Verbindung zum Opfer Christi, das gegenwärtig wird im Meßopfer) und nicht leere Reden gegen den Materialismus aufsagen.

In einem weiteren Punkte wird der R. U. die Schüler zur Wachheit aufrufen. Er wird zeigen, daß bei denen, die auffällig häufig und stark über Toleranz reden, sich dieses Reden sehr oft umgekehrt proportional verhält zur tatsächlichen Übung der Toleranz. Erstaunlich viele Akademiker geben sich gerade auf diesem Gebiete mit einem Halbwissen zufrieden und versagen dann, wenn es auf sie ankommt. Der R. U. wird in diesem Zusammenhang zwei Einsichten zu vermitteln haben: Toleranz (religiöse, weltanschauliche, auch politische) ist überhaupt nur möglich bei demjenigen, der einen eigenen Standpunkt hat, und nicht auf dem Hintergrund einer unverbindlichen Verwaschenheit des Denkens; wie soll man sonst von „tolerare“ sprechen? Daraus wird dann deutlich, daß die Übung der Toleranz sowohl eine Leistung als auch eine ständige Aufgabe darstellt. Sie ist dem Christen durch das Gebot der Nächstenliebe aufgegeben und vollzieht sich zu einem guten Teil durch die Übung einer Geduld, die freimacht. Der R. U. wird hierbei die leider auch unter Katholiken gar nicht allgemein bekannte kath. Lehre von der Unsichtbaren Kirche verkünden und vertiefen, gemäß welcher jeder Mensch, der nach besten Kräften in allem seinem Gewissen folgt, im Zustand der Begierdetaufe lebt, d. h. auf Christus hin, die Mitte der Schöpfung, und damit zu der einen Kirche Christi gehört, ohne ihr vielleicht äußerlich verbunden zu sein. Daraus ergibt sich die einfache Folgerung, daß möglicherweise ein Nichtkatholik in einem tieferen Sinn katholisch ist als ein Katholik. Der kath. Christ, der um diese Möglichkeit weiß, wird zeitweilig vor einer Hybris auf diesem Gebiet bewahrt sein.

Ein Beitrag über den R. U. an der Schule könnte sehr umfangreich sein. Er könnte darlegen, wie der Unterricht in den Altersstufen unterschiedlich ist oder etwa, wie das Problem der Verkehrserziehung auch in ihm behandelt wird oder wie in der Oberstufe unseres Landfermann-Gymnasiums schon seit Jahren das Anliegen eines exemplarischen Unterrichts durch Heranziehung zeitgenössischer Literatur erfüllt wurde. Wir haben es vorgezogen, nach einem grundlegenden Abschnitt einiges auszuwählen, was im R. U. zu drei Fragen gesagt werden muß, die heute jeden Menschen bewegen, der Verantwortung sieht.

DR. MENTE

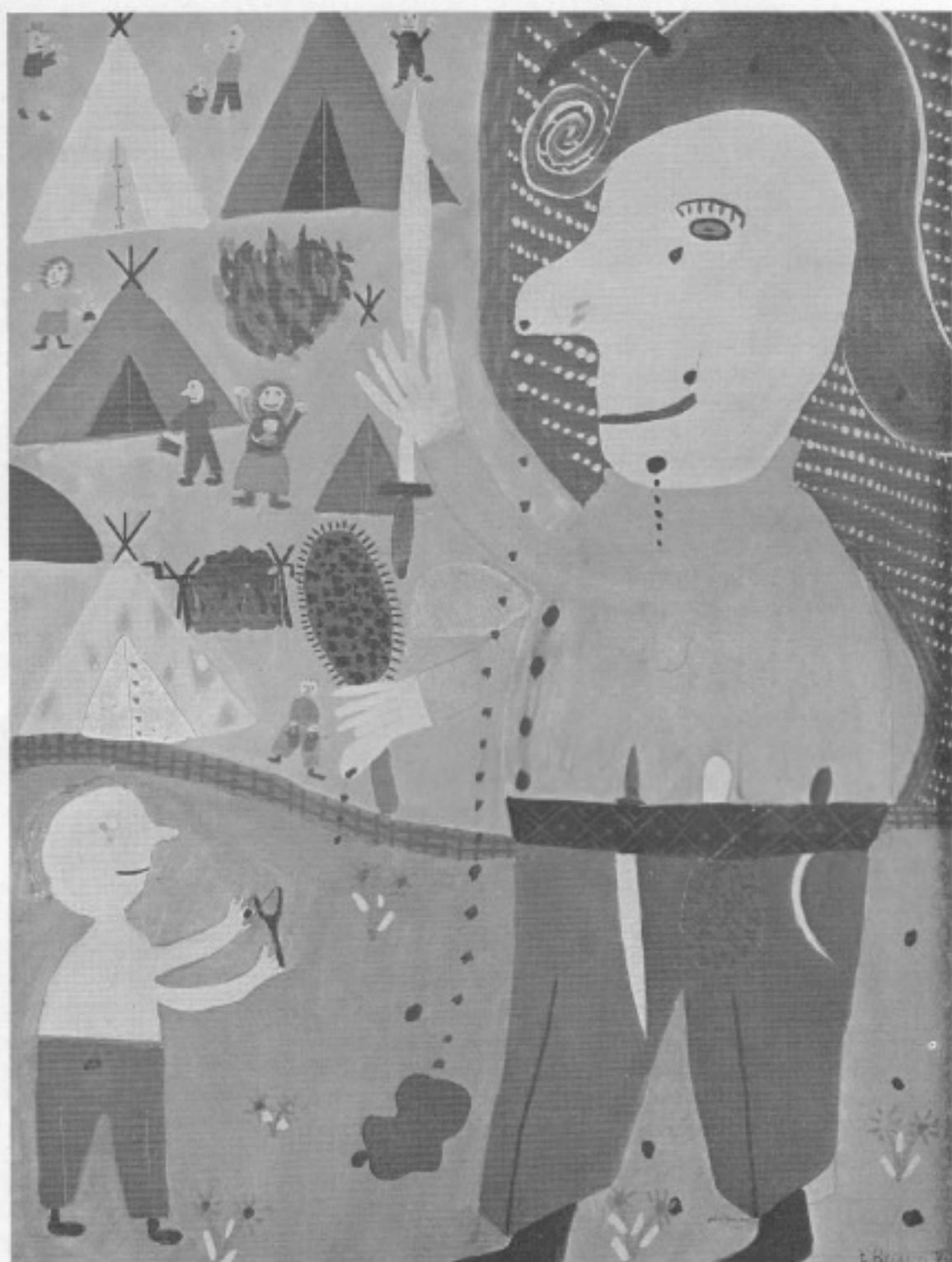
MÖGEN SIE *Picasso?*

Am 21. Oktober 1961 veranstaltete die Frankfurter Allgemeine Zeitung unter bekannten Persönlichkeiten der Zeit eine Umfrage über das Phänomen Picasso, das wesentliche Schichten der Gegenwart repräsentiert. Neben Hannah Arendt, Theodor W. Adorno, T. S. Eliot, Salvadore de Madariaga, Sir Herbert Read u. a. äußerte sich auch GUSTAV STEIN. Wir danken Herrn Rechtsanwalt Stein, dem hochherzigen Freund unserer Schule, und der Redaktion der FAZ für die Erlaubnis des Abdrucks.

GUSTAV STEIN

Rechtsanwalt, 1903 in Duisburg geboren, lebt in Köln als Hauptgeschäftsführer des Bundesverbandes der Deutschen Industrie. Als solcher hat er den Kulturkreis mitbegründet. Gustav Stein ist Sammler moderner Kunst.

Ich glaube an die Beständigkeit der Kunst Picassos und halte ihn für einen der genialsten Künstler unseres Jahrhunderts. Picasso ist keiner Frage, die unsere Zeit gestellt hat, die Antwort schuldig geblieben. Der Vorwurf, er könne eben alles, ist oberflächlich. Seine Vielseitigkeit erklärt sich daraus, daß er keinem Zeitproblem ausweicht. In der Bewertung seiner künstlerischen Phasen mache ich keinen Unterschied. Die „Büglerin“ aus seiner Frühzeit erscheint mir ebenso wichtig wie die „Tauromachie“ aus den letzten Jahren. An den Jugendwerken Picassos bewundere ich die tiefe Menschlichkeit, die auch die graphischen Zyklen einer Käthe Kollwitz auszeichnet. Ich glaube jedoch, daß Picassos damalige Darstellung sozialer Probleme noch gültiger und umfassender ist, weil sie über das Illustrative hinausgehend einen allgemeinen menschlichen Zustand abstrahiert. Die „Tauromachie“ zeugt nicht nur von der unerschöpflichen Vitalität des Künstlers, sondern auch von seiner hartnäckigen Bereitschaft, sich mit elementaren Ereignissen auseinanderzusetzen.



Zu unserem Bild: E. Braun (Quinta) „DAVID KÄMPFT MIT GOLIATH“ (Wasserfarben)

Viele Kinder sehen, wenn sie zur Schule kommen, die Dinge bereits in den Schablonen der Erwachsenen: über einem bärtigen, athletischen Goliath scheint die runde Scheibe der Sonne, und im Halbkreis steht die furchtsame Menge um die Kampfstätte. Nicht so in dieser vorbildlosen, ganz persönlichen, herrlich frischen Aussage, deren kleiner Meister der Natur noch nicht als ichbestimmte Persönlichkeit gegenübersteht, sondern noch ganz in der Natur steht und dem „Genius im Kinde“ gehorcht: unverzerrt und harmonisch angeordnet stehen Dinge und Menschen im Raum. Sie sind so groß und so klein, wie sie der Junge empfindet. Winzig wie Käfer, aber nicht beunruhigt, gehen die Menschen im Lager ihrer Arbeit nach, ein fast jugendlich wirkender Riese schaut gelassen über den Knirps zu seinen Füßen hinweg. Einziges und köstliches Zeichen des Kampfes: Blutropfen, die aus Goliaths Nase wie die Glieder einer Kette zu Boden fallen. Kinderzeichnungen sind wie Erinnerungen an das verlorene Paradies des Unverstellten.

Mutmaßungen über die Grenze

Zu Johnsons

„Das dritte Buch über Achim“

Uwe Johnsons Buch „Mutmaßungen über Jakob“ hat bei seinem Erscheinen im Jahre 1959 viel Aufmerksamkeit, Lob und Hoffnungen ausgelöst; es sei vielleicht das erste, in dem die deutsche Existenz von heute literarische Wirklichkeit angenommen habe; das Unheimliche in der Situation eines zwischen den Mächten geteilten Volkes habe eine solche tiefgründige Darstellung noch nicht gefunden.

In diesem Aufsatz geht es um einen anderen, erst vor kurzem erschienenen Roman von Uwe Johnson: „Das dritte Buch über Achim“. Er greift hier die gleiche Problematik auf wie in den „Mutmaßungen“. Dennoch ist dies Werk keine Wiederholung, sondern eher eine notwendige Ergänzung. Während Johnson in den „Mutmaßungen über Jakob“ den Blick vom Osten auf den Westen richtete, sieht er im „Dritten Buch über Achim“ vom Westen auf den Osten.

Welcher Leser etwa eine spannende Handlung erwartet, wird vom Autor gleich auf den ersten Seiten schroff abgewiesen. Eine im Morgennebel über den Grenzstreifen stürzende Gestalt, Hundegebell, Anrufe, keuchender Atem, plötzlich ein Schuß . . . Solche abenteuerlichen Episoden dürfe man von ihm nicht erwarten. Er betont auch gleich zu Anfang, er sei um Genauigkeit verlegen, allerdings nicht um die genaue Meterzahl des Grenzstreifens oder seine genaue Beschaffenheit: „Du wirst aus unserem Mißverständnis mit dem Flüchtenden und den Schüssen im Morgengrauen ersehen können, welche Art von Genauigkeit ich meine; ich meine die Grenze: die Entfernung: den Unterschied“. Der ganze Roman kann aufgefaßt werden als die Erläuterung dieses Satzes, d. h. als der Versuch, die Grenze, die Entfernung zu beschreiben. Die Handlung des Romans läßt sich in wenigen Sätzen zusammenfassen:

Der westdeutsche Journalist Karsch reist in die DDR. Er faßt dort den Plan, den Lebenslauf des über die Grenzen Mitteldeutschlands hinaus berühmten Radsportlers Achim T. zu beschreiben, über den bereits zwei Bücher in der DDR erschienen sind. Karsch stellt Nachforschungen an, unternimmt Reisen, beobachtet Achim beim Training und im Privatleben: doch das Buch

wird nicht fertig, kann nicht fertig werden. Die Schilderung dieses Bemühens und Scheiterns an der Grenze, an der Entfernung zwischen Ost und West ist der Roman: die Beschreibung einer Beschreibung.

Es geht hier also weder um politische Schlagwörter, die letztlich beiderseitig anzuwenden sind, noch um die augenblicklichen Möglichkeiten oder Schwierigkeiten einer Wiedervereinigung, sondern um die Entfremdung der Menschen hier von denen drüben. Daß auf beiden Seiten das Gefühl aufkommt, so unverständlich weit voneinander entfernt zu sein, liegt nicht daran, daß hier die Straßen heller und freundlicher sind als dort, daß die Auslagen in den Schaufenstern anders aussehen, daß die Leute hier eleganter gekleidet sind und sich ungezwungener geben, oder daß die Gesichter der Menschen von drüben verhärteter sind und von Mißtrauen gezeichnet. Es liegt vielmehr daran, daß niemand vom anderen mehr als die Außenseite erfassen kann; alles tiefere Verständnis bleibt nur Andeutung, reicht über den Wert des Symbols nicht hinaus. „Ja, wären sie ein Herz gewesen und eine Seele! so konnte der eine nicht vom anderen reden.“ Die Entfremdung, die Entfernung zwischen Ost und West ist letztlich nichts anderes als die Grenze, die alle Menschen von ihren Mitmenschen trennt, dieser unüberbrückbar klaffende Spalt, den wir als teuren Preis zahlen müssen, alle von Grund auf verschieden zu sein. Weder kann einer den anderen verstoßen, noch kann er ihm nachlaufen. So muß auch der Journalist Karsch schon bald erkennen, daß man vom Sehen niemanden kennt, und nach seinen Eindrücken befragt, kann er nur das Straßenbild nennen. Denn was bleibt noch übrig für eine mögliche Annäherung an das Leben Achims, wenn nicht die minutiöse Beschreibung seiner Umgebung? Auch Johnson kann nur eine möglichst genaue Beschreibung der Beobachtungen geben, die Karsch macht. So fragt er sich z. B., warum er den Namen einer Waschmittelreklame verschweigt, die Karsch auffiel. „Warum schreibst du so rum um das Waschmittel; wem liegt schon an dem Namen . . . dir nicht und niemandem. Bei so viel Gleichgültigkeit hätte er dastehen sollen als genaue Einzelheit und Hilfe für die Vorstellung.“

Gerade durch solche unbedeutenden Äußerlichkeiten kann allerdings das Elementare und Gemeinsame der Menschen durchscheinen. Aber wer will mit Sicherheit behaupten, daß der äußerlichen Gemeinsamkeit in den Kleinigkeiten des Alltags auch die innerliche entspricht, daß die Menschen zumindest hier „ein Herz und eine Seele sind“?

Es gibt auch noch eine weitere Möglichkeit neben der, das Fehlende durch die um so genauere Beschreibung der alltäglichen Vorgänge zu ersetzen. Man kann versuchen, das Wesen eines Menschen aus der Vielfalt der Meinungen über ihn herauszufinden. So bemüht sich Karsch, aus den verwickelten Vermutungen, aus dem grobmaschigen Gewebe der Einzelansichten den „wirklichen“ Achim einzugrenzen. Zwar würde dieser auch weiterhin und grundsätzlich ein Rätsel bleiben, aber man könnte die Maschen des Gewebes so eng ziehen und ihm so nahe kommen, wie es mit menschlichen Erkenntnis- und Ausdrucksmöglichkeiten nur gelingen kann. Karsch könnte wohl hoffen, mit einiger Vollständigkeit zu berichten, wie sich wenige Personen in einigen wenigen Situationen Achim gegenüber verhalten bzw. welche Aussagen sie über ihn machen; den Gesamtverlauf seines Lebens aber zu schildern, das ist unmöglich. Er kann immer nur Fragmente von Achims Leben erfahren und wiedergeben.

Eine weitere Möglichkeit für Karsch, sich dem Leben Achims zu nähern, bestünde darin, daß er selbst es von möglichst vielen Perspektiven aus betrachtet und darlegt. Da ist der Achim, der unter dem Jubel der Zuschauer durch das Ziel fährt, oder der, der sich durch zähe Arbeit zu seinem Ruhm emporarbeitet, oder der Achim, der als kleiner Junge die Nazijahre und den Einmarsch der Russen erlebt hat. Die Reihe läßt sich beliebig fortsetzen, vollständig aber wird sie nicht. Karsch wird immer nur Bruchstücke von Achims Leben in seinen Händen halten.

Alle diese Möglichkeiten sind letztlich nur Ausreden von der Unmöglichkeit, den „wirklichen“ Achim zu erfassen. Den Unterschied, die Entfernung als eine unüberwindliche, zwischenmenschliche Grenze zu zeigen, das scheint Johnsons hauptsächliche Absicht zu sein.

Es bleibt jedoch noch die Frage offen, ob die Unüberwindbarkeit dieser Grenze nicht zum großen Teil die eigene Schuld der Menschen im Osten wie im Westen ist.

Johnson übergeht diese Frage nicht, sondern klärt sie an der Kälte des Verhältnisses, in dem

Karsch und Achim zu der Schauspielerin Karin S. stehen, die einst Karschs Geliebte war und jetzt zusammen mit Achim lebt.

Auf ihren telefonischen Anruf hin war Karsch in die DDR gekommen, aber mehr aus Neugierde und wegen der Erinnerung an ein großes, düstres Zimmer, in dem er zusammen mit ihr gelebt hatte, als wegen des Versprechens, das sie sich damals beim Abschied gegeben hatten, einander in Notfällen zu helfen. Karin hat jedoch nur angerufen, weil Achim, als sie ihm einmal von Karsch erzählte, gesagt hatte: „Lad ihn doch mal ein“. Auch daß Karsch ein Buch über Achim schreiben will, ist nur dem zufälligen Anstoß durch einen ostdeutschen Journalisten und dem kühlen Interesse Karschs an den Besonderheiten des Lebens, das Achim führt und geführt hat, zu verdanken, nicht aber menschlicher Anteilnahme. Wo indessen nur noch Neugierde, Erinnerung, Konvention oder sachliches Interesse die Brücke zwischen dem „Ich“ und dem „Du“ aufrechterhalten, muß die menschliche Zuneigung notwendig bis zu einem gewissen Grade erkalten.

Doch es gibt auch wenige Augenblicke, in denen sich Gleichgültigkeit und Gefühlskälte zu lösen scheinen und in denen Karsch Karin vielleicht noch liebt, dann nämlich, wenn sie noch ohne Maske und Verstellung ihm entgegentritt. „Sie blieb lange verschlafen morgens, nur allmählich nahm sie ihr Gesicht zusammen, vergewisserte sich ihrer Bewegungen; sie saß vor ihm mit drei Fingern an leicht geöffneten Lippen, die Augen waren halb geschlossen, das Lächeln unbeaufsichtigt“.

Es steckt darin zugleich die stumme Frage, die in den „Mutmaßungen über Jakob“ deutlich ausgesprochen wird: „Soll einer sich selbst versäumen über einem Zweck?“ Denn wo „Selbstsein“ bereits gleichbedeutend mit der glatten Starrheit einer Maske ist, kann Liebe, die den anderen, so wie er ist, mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen, anerkennen will, keinen Boden fassen. So ist gerade für die Menschen im Osten die Gefahr besonders groß, daß ihr Leben, weil das tragfähige Persönliche zu weit unterdrückt zu werden droht, seinen Inhalt verliert und zur bloßen Haltung wird. Inhaltslose Haltung aber könnte sich nur durch Unduldsamkeit absichern, um gegen alle Erfahrung an der wahnsinnigen Hoffnung festhalten zu können, die mechanische Gleichsetzung, der erzwungene Ausgleichungsprozeß werde irgendwann einmal in das Mysterium der Einheit umschlagen.

ERICH HENTSCHEL, ABITURIENTIA 1962

Interpretation, nicht Dressur

Herr Oberstudiendirektor Dr. Mombauer, der im Dezember 1961 anlässlich einer Direktorenkonferenz in Düsseldorf über die Auswirkungen der Oberstufenreform für das Land Nordrhein-Westfalen sprach, erlaubte uns liebenswürdigerweise den Abdruck eines Auszugs aus seinem ebenso sachkundigen wie erhellenden Referat, wofür wir ihm an dieser Stelle herzlich danken.

... es bleibt schließlich von der dritten Aufgabe zu sprechen: der humanistischen. Es ist die Aufgabe, auf die wir um so weniger verzichten, als wir in ihr unsere Position erkennen und behaupten müssen gegenüber der östlichen Welt des militanten Marxismus, die uns zu überwältigen sucht. Ich bin nicht ganz sicher, ob in den pädagogischen Erörterungen, Theorien und Vorschlägen auf unserer Seite diese Bedrohung immer oder auch nur gelegentlich eine Rolle spielt. Wie man in der freien Welt den Menschen sieht, auf welches Ziel hin man ihn erziehen und bilden will, das muß sich doch von den pädagogischen Vorstellungen der totalitären Macht scharf abheben. Da diese Bedrohung eine unentrinnbare Tatsache unserer Existenz in dieser Epoche ist, der gegenüber wir uns zu bewähren haben, halte ich es nicht für verfehlt, halte ich es im Gegenteil für geboten, von dieser Grundtatsache auszugehen. Dies um so mehr, als die bedrohende Macht auch gerade auf den Wegen ihrer Schul- und Erziehungspolitik zu siegen gedenkt.

Nun kennt die marxistische Pädagogik nur zwei Ziele: die berufliche Leistung und die politische Zuverlässigkeit. Sie will nur Fachleute und Kommunisten, sachkundige Spezialisten und fanatisierte Ideologen.

Eine humanistische Aufgabe muß dieser Pädagogik unbekannt sein. Wo der Staat mehr ist als der Mensch, wo der Mensch um des Staates willen da ist, kann es nur Erziehung und Bildung zum Funktionär geben — zum beruflichen und politischen Funktionär.

Diese Aufgaben allerdings — die propädeutische und die politische — werden mit stärkstem Nachdruck betrieben. Im Sinne dieser fachbildenden Aufgabe erfolgt in der sowjetischen Welt die Mobilisierung aller Begabungen für die Wissenschaft, zumal für die Naturwissenschaften. Wir

alle wissen, wie der Kommunismus durch den gezielten Einsatz der Wissenschaft auf dem Wege des technischen Fortschritts seinen Endsieg zu erringen trachtet, wie er demonstrative und wirklich sensationelle Erfolge in politisches Prestige ummünzt.

Es bleibt zu fragen, ob diese äußerste Leistungs rivalität in den pädagogischen Erwägungen der freien Welt die ihr gebührende Rolle spielt.

Politische Bildung in der kommunistischen Welt ist Dressur: die kritiklose Erziehung einer sich selbst absolut setzenden Ideologie, einer intellektuellen Schulung, die die Anwendung der ideologischen Thesen in jeder Diskussion und ihre Anpassung an jede Situation dialektisch exerziert. In dieser Schulungspraxis und in dieser Denkweise wird schlechthin alles zum Material der Beweisführung. Das System bemächtigt sich der Geschichte, der Dichtung, der Kunst, aller Hervorbringungen des Geistes, um sie dem politischen Zweck unterzuordnen und anzupassen. Der Ideologe ist daher der schlechthin unfreie, weil von vornherein auf zu beweisende und zu propagierende Thesen fixierte Mensch. Er ist unfrei, weil er seine These nicht in Frage stellen lassen darf, weil er nicht fragen darf. Alle Freiheit beginnt aber mit dem Fragen. Die Ideologie setzt daher allem Interpretieren und Philosophieren ein Ende. Sie relativiert, ja sie zerstört alle sittlichen Werte zugunsten des Endziels. Gut ist, was den Fortschritt zur klassenlosen Gesellschaft fördert, böse ist, was ihn hemmt.

Hier ist die Einbruchsstelle der Unmenschlichkeit, der Rückfall in die Barbarei — für uns Deutsche unter anderen Vorzeichen ein schon erlebter, erlittener, verschuldeter Vorgang.

Aus dem gleichen Grund, warum in der kommunistischen Welt die humanistische Aufgabe negiert wird, ist sie uns ausdrücklich gestellt. Die humanistische Erziehung ist die Erziehung auf unantastbare, unverlierbare, unverrückbare höchste Werte hin: auf Freiheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Ehrfurcht. Und humanistische Bildung will dazu anleiten, diese höchsten Werte, diese in Antike und Christentum wurzelnden Grundnormen in Geschichte, Dichtung, Philosophie interpretierend und philosophierend zu erkennen.

Das heißt doch: die politische Aufgabe, die uns in unserem Bildungswesen gestellt ist, können wir gar nicht lösen, ohne zugleich die humanistische Aufgabe zu erfüllen. Denn wenn die politi-

sche Ordnung, die wir verwirklichen und verteidigen wollen, nicht bestehen kann ohne jene höchsten Werte, mit denen sie sich erst als menschliche Ordnung erweist und bewährt, dann müssen wir für diese Werte den Blick öffnen, dann müssen wir die Orte aufsuchen, an denen sie sich glaubhaft darstellen, dann haben wir interpretierend und philosophierend die Beispiele zu deuten, in denen sie transparent werden. Darin erweist sich der Bildungssinn der Geschichte und der Dichtung, daß sie diese Paradigma vor Augen rücken, eine Begegnung des Menschen mit sich selbst herbeiführen und das Bild des Menschen in und wegen seiner Fragwürdigkeit zum Gegenstand der Fragen, d. h. zum Gegenstand des Philosophierens machen. Und mir scheint, daß die Wahrheit der Dichtung dieses Bild noch deutlicher reflektiert als die Wirklichkeit der Geschichte. „Was bleibt, stiften die Dichter.“ Interpretation ist das schlechthin humanistische Verfahren — es vollendet sich im Philosophieren.

Gedämpfte Freude

Der Oberprimaner Michael Schmidt-Ruthenbeck sprach diesmal die Abschiedsworte der Abiturienten. Nachdem er Eltern und Lehrern für all ihre Mühe herzlich gedankt hatte, ging er auf die Gestimmtheit der jungen Menschen ein:

— — — Ja, wir sind froh, es geschafft zu haben. Aber schon sieht alles anders aus, als wir es uns vorgestellt haben. Eine Freude, ja, aber keine Begeisterung, mehr ein Anhalten und Zögern, froh, weniger in Erwartung des Kommenden, als über das Vergangene. Denn die einfache Freude, es geschafft zu haben, bleibt nicht ungetrübt.

Wenn wir uns umschauen, sehen wir uns nicht allein. Wir stehen unter vielen anderen Abiturienten. Greifen wir einige heraus, die uns zeitlich oder räumlich sehr nahe stehen. Da sind z. B. auch die Abiturienten, die von hier aus in einen Krieg befohlen wurden, auch die, die sich damals in ehrlicher Begeisterung jener vermeintlich so großen Idee und Aufgabe für Volk und Vaterland verschrieben, aber auch die, die jetzt drüben in einer Abschlussfeier wie hier verabschiedet werden und sagen: „Nur der handelt wahrhaft sittlich, der sich aktiv für den Sieg des Sozialismus einsetzt.“ Oder die vielleicht auch

mit Johannes R. Becher sagen: „Jahrhundert, du zwanzigstes, sei uns gepriesen. Es wuchs den Menschen eine allbewegende Kraft, die Welt rätsel zu lösen und gegen den Tod sich zu wehren, Arbeiterklasse, Schritt der Jahrhundertwende.“ So werden sie jetzt sprechen, die Abiturienten, so müssen sie sprechen.

Stellen wir uns die Abiturienten vor, die von damals und die von drüben. Wir können nicht über sie hinwegsehen — sie stehen uns zu nah, wir erschrecken, fast erkennen wir uns selbst in ihnen, wir könnten an ihrem Platze stehen. Sagen wir nicht, sie gingen uns nichts an. In dem bekannten Gedicht von John Donne heißt es: „Kein Mensch ist eine Insel, abgeschlossen in sich selbst, jeder ist ein Teil des ganzen Kontinents. Der Tod irgendeines Menschen beeinträchtigt auch mich, denn ich bin eingeschlossen in die Menschheit. Und deshalb frage nie, wem die Stunde schlägt, sie schlägt für Dich.“

Halten wir Abiturienten hier den Fragen stand, die uns in und mit den Abiturienten von damals und denen von drüben gestellt werden? Etwa der Frage: Gibt es nicht ins uns verborgene Gedanken und Haltungen, die zu Voraussetzungen für eine totalitäre Staatsgesinnung werden könnten? Oder: Glauben wir an die Kraft einer Idee oder nur an die Macht? Sind wir bereit, für unsere Überzeugungen einzutreten? D. h. weiter: Glauben wir wirklich, daß echte Überzeugung möglich ist und nicht nur relative, auswechselbare Meinungen?

Fragen über Fragen, die uns unruhig machen, weil sie so unmittelbar auf uns zukommen, und die die Freude über das Erreichte verdunkeln. Halten wir diesen Fragen stand, die immer vor allem Forderungen an uns sind?

Wir spüren eine bedrückende Verantwortung, der wir uns nicht entziehen können. Aber gibt es etwas Besseres von einer Schule zu sagen, als daß sie ihre Schüler zur Verantwortung und zur Selbstkritik aus Verantwortung erziehe?

Diese Verantwortung ist mehr als ein bloßes Wissen um Fakten. Wo die Frage nach der Verantwortung gestellt wird, wird nicht nur gefragt: Was ist? Sondern immer auch: Was ist etwas wert, d. h. was ist richtig, was ist falsch? Die Schule hat uns mehr als Fakten gelehrt. Es kann nicht die Aufgabe einer Schule sein, nur positives Wissen zu lehren und nicht zu erziehen, wie es im letzten Jahr hier zum Ausdruck gebracht wurde. Die Gedanken, aus der die

Meinung, die Schule habe nur Wissen zu vermitteln, entstehen kann, lassen sich vielleicht so umschreiben:

„Ich habe kein Vertrauen zu Euch Erwachsenen. Ich sehe mich in einem Wirrwarr sich widersprechender Meinungen, Forderungen, Informationen und Traditionen. Ich finde nichts Selbstverständliches, keine eingelebten Gewohnheiten, nichts, was ich fraglos annehmen könnte. Nur unerbittliches Fragen und eigenes Prüfen können mir weiterhelfen.“ Deshalb soll die Schule — und von hier aus wird die Meinung leichter verständlich — nur Wissen vermitteln, und nicht versuchen, zu gewissen menschlichen Grundhaltungen zu erziehen. Die Schule soll nur die Selbständigkeit und absolute Mündigkeit des einzelnen zum Ziel haben.

Freiheit und auch die Freiheit auf eigene Meinung ist aber nie unbegrenzt, sondern immer nur im Rahmen gesellschaftlicher Ordnung möglich. Sie ist nur zu sichern, solange gewisse sittliche Grundüberzeugungen allen gemeinsam sind. Die Einführung in diese Grundvoraussetzungen, die Eingliederung in bestimmte Grundordnungen und Gemeinschaften ist wesentliche Aufgabe der Erziehung. Das hat nichts mit Bevormundung zu tun, es geht um gewisse verbindliche Normen und die fraglose Anerkennung von Pflichten. Nur auf einer gewissen Basis des Selbstverständlichen, gewohnheitsmäßig Gewordenen und des von allen Anerkannten kann eine menschliche Gemeinschaft existieren. Dieses Basis des Selbstverständlichen, diese Basis der Traditionen wird nicht als Wissen gelehrt, sie sind gelebt, und der einzelne wird zu ihr hin erzogen.

Wer nur von Wissensvermittlung als der einzigen Aufgabe der Schule spricht, d. h. nur die Mündigkeit und Selbständigkeit des einzelnen fordert, legt zuviel Gewicht auf diesen einzelnen, auf die persönliche Entwicklung und Entfaltung. Darüber hinaus überfordert er den einzelnen bei weitem, er verlangt etwas von ihm, was er unmöglich leisten kann. Die ständige Auseinandersetzung, die immer neue Bewältigung des Hier und Jetzt — ohne sich auf unbezweifelte Traditionen stützen zu können — überlastet den Menschen, erst recht den jungen Menschen. „Hohe Kultur“, sagte Nietzsche einmal, „verlangt, viele Dinge unerklärt zu lassen“.

Die fraglose Geborgenheit in einer großen Überlieferung, in Traditionen, ist heute weithin verloren. Aber wir können unmöglich daraus den Schluß ziehen, der Rückzug auf das Individuum, auf dessen völlige Mündigkeit, biete die einzig mögliche Rettung. Unser Ziel muß die Mündigkeit des einzelnen und gleichzeitig seine Eingliederung in bestimmte Gemeinschaften, Ordnungen und Traditionen sein. Beides muß nebeneinander hergehen, d. h. Wissensvermittlung muß mit Erziehung, die gewisse Grundmuster des Verhaltens vorzuzeichnen sucht, verbunden werden.

Die zwischen beiden Komponenten bestehende Spannung ist unauflösbar, vor allem aber nicht dadurch zu lösen, daß wir nur eines gelten lassen wollen.

Wir müssen in dieser Spannung leben und uns in ihr behaupten. Wenn wir zu diesem Wagnis jetzt den Mut haben, dann können wir unserer Schule mit Recht dankbar sein.

Abiturientia 1962

Klassenlehrer: OStR Meyer

01 a	Braun	Lehrer
	Dally	Jurist
	Giere	Theologe
	Goxy	Arzt
	Henrichs	Physiker
	Hentschel	Jurist
	Huy	Philologe
	Klingenberg	Arzt
	Kuhn	Theologe
	Lehmkühler	Ingenieur
	Ottermann	Jurist
	Schmidt-Ruthenbeck	Jurist
	Schrader	Philologe
	Wilmanns	Theologe
	Wischermann	Wirtschaftsprüfer
	Neufelder	Jurist

Klassenleiter: OStR Oellerich

01 b	Engelhardt	Jurist
	Finke	Philologe
	Kieselbach	Ingenieur
	Künkler	Philologe
	Lippstreu	Jurist
	Lottmann	Physiker
	Meyer	Arzt
	Müller	Theologe
	Osthaus	Diplomkaufmann
	Peters	Arzt
	Schlöffer	Arzt
	Schmidt	Philologe
	Stocks	Jurist
	Straßmann	Philologe
	Tebart	Lehrer
	Walter	Diplomkaufmann

Parallelen

„The terror of which I write is not of Germany, but of the soul.“

EDGAR ALLAN POE (1809—1849)

Aus dem Leben der Schule

Unsere Toten:

Direktor Walter Th. Schuchardt, geb. 28. 12. 1900, gest. 7. 12. 1961

Direktor Dr. phil. Fritz Rohde, gest. 1. 1. 1962

Prokurist Otto Nagel, gest. Anfang 1962 *

Empfang der Priesterweihe:

Helmut Teufel, Primiz 4. 2. 1962

Vermählte:

Dr. jur. Fritz Schröder und Sigrid geb. Schmitz (2. 1. 1962)

Pastor Klaus und Esther Gnoth

1. Preisverteilung aus der „Prof. Schumacher-Gedächtnis-Spende“.

Zum Jahrestag der Gründung des Landfermann-Gymnasiums, der Ferien wegen auf den 14. Oktober verlegt, wurden erstmals 5 Preise für Schülerarbeiten vergeben. Das Preisrichterkollegium (3 Fachlehrer und 2 Friderizianer, Dr. Gause und Dr. Heincke) hatte eine Woche vorher in Duisburg getagt und einstimmig die Preisträger bestimmt. Mit einem 1. Preis von DM 150,— in bar zeichnete es den Oberprimaner Lottmann aus, der drei Ölbilder angefertigt hatte, eine Komposition „Königsberg—Duisburg“, eine Nehrungslandschaft und eine Stadtansicht von Danzig. Den 2. Preis erkannte man dem Untersekundaner Rohde zu für einen Aufsatz über Königsberg. Die Arbeit war gut bebildert und zeichnete Königsberg in kultureller und wirtschaftlicher Sicht. Der Schüler erhielt ebenfalls

einen Barpreis in Höhe von 75,— DM. Die übrigen 3 Preise waren Buchgaben („Ostpreußen“, ein Sammelband, herausgegeben von Dr. Gause, in Höhe von je 30,— DM. Ihre Träger hießen: Klingenberg (O I), Doerth (U I) und Pabel (O II). Der erstgenannte Schüler hatte eine Zementplastik „Wiedervereinigung“ geschaffen, der zweite in 5 Dialogen zwischen einem Einheimischen und einem Vertriebenen die Problematik der Zeit zwischen 1945 und 1961 darzustellen versucht und der dritte Kafkas „Urteil“ ausgewertet, das zwar vor 1924 geschrieben war, aber auf den Gegensatz zwischen Ost und West in übertragenem Sinne anzuwenden ist: ein junger Mensch verfünffacht seinen Besitz und vergiftet darüber seinen Freund in Petersburg.

Allen Arbeiten war der Fleiß und die Liebe anzumerken, mit der sie vorbereitet und ausgeführt wurden. Damit war der Sinn der Spende erfüllt.

Die Verteilung der Prämien wurde bei einem Festakt zu Beginn der Herbstferien vorgenommen. Von Friderizianern nahmen außer Heincke teil: aus Düsseldorf Ludwig und Lumma, aus Krefeld Dr. Holzki. Angeschrieben waren 65 Friderizianer, die im Bezirk Düsseldorf wohnen.

Umrahmt wurde die Feierstunde, an der die ganze Schule teilnahm, von Musik des Schülerorchesters, dem auch zwei der Preisträger angehörten. Der Direktor, Dr. Zimmermann, betonte in seiner Festansprache den Ernst der politischen Situation, der die Patenschaft nur noch weiter festigen müsse. Die Friderizianer waren sichtlich von dem hohen Gehalt des Vortrags beeindruckt. Nach der Preisverteilung durch Herrn Dr. Heincke, der die Beurteilung der jeweiligen Preisarbeiten bekannt gab, die ausgestellt waren, las der 2. Preisträger zwei Abschnitte aus seiner Arbeit vor. Zum Abschluß wurde über die Berlinfahrt der letzten Oberprima berichtet.

Anschließend übergab Dr. Heincke dem Direktor einen weiteren Band des Gauschen Werkes „Ostpreußen“ für die Lehrerbibliothek der Schule „zur Erinnerung an diese Feierstunde und zum Dank für die Mühe der Fachlehrer bei der Beratung der Preisträger“.

Dr. Heincke

Herausgeber: Landfermann-Bund e. V. Duisburg
Schriftführer des Landfermann-Bundes: Studienrat Strauß
Redaktion: Dr. Hoffmann
Druck: Buchdruckerei Wilh. Scheuch, Duisburg, Neudorfer Str. 201